Grünberger  Wochenblatt.

18. Jahrgang. №. 42.

Redaction: Dr. W. Levysohn.

Freitag den 21. October 1842.

Die Brüder.

Erzählung aus der sächsischen Geschichte des Jahres 1446.

(Beschluß.)

Bernd war in tiefe Gedanken versunken. Ein großer Entschluß rang sich in ihm auf. Sein gebeugter Nacken richtete sich empor, seine Züge wurden feierlich, sein Auge glänzte.

„Bruder!" hob er fest an — „versprich mir, für meine Frau und Kinder zu sorgen, auch meinen ehrlichen Namen vor der Welt zu retten, im Fall mein Untergang von Gott beschlossen sein sollte. Ein Anderes ist es, fur das Vaterland sein Leben zu opfern, als den Tod eines Missethäters zu sterben. Komme es auch, wie da wolle: so wird man doch ersehen, daß ich der Elende nicht war, welcher um eines Stückes Silbererz willen den Bergmannseid gebrochen hat und zum Diebe geworden ist. Ich will deine Stelle vertreten, mein Bruder! So schafft doch unsere große Aehnlichkeit des Körpers einigen Nutzen, und du bist auf jeden Fall geborgen. Sterbe ich: so rettest du später durch die treue Erzählung der Wahrheit meine Ehre und bleibst Bürgermeister wie zuvor. Erfüllt der Kurfürst seine Drohung nicht, so wird sich Gott auch wohl gnädig finden lassen, meine Unschuld an das Licht zu bringen."

Die Versuche, welche Nicol machte, seinen Bruder von dem ausgesprochenen Entschlusse abzubringen, waren nicht von der Art, denselben wankend zu machen. Auch gab der Bürgermeister sein feierliches Wort, für Melchiors Familie auf das beste sorgen zu wollen. Eben so willig gab er auch seinen Anzug her, um den Bergmann in einen Bürgermeister umzuwandeln. Als Melchior mit seinem Putze in Ordnung war, bat er seine Frau Schwägerin um ein weißgewaschenes Oberhemde ihres Mannes und um ein Stück starken Strickes. Beides als Bündel unterm Arme tragend, begab er sich nun nach dem Rathhause, wo bereits sämmtliche Mitglieder des Magistrats eingetroffen waren. Hier fiel Melchiors bleiche Gesichtsfarbe — der einzige bemerkliche Unterschied zwischen den beiden Brüdern — nicht im geringsten auf, denn des Kurfürsten Anrede vorhin hatte jegliche Röthe von des Bürgermeisters Antlitze weggeblasen; auch waren die Herren gegenwärtig in einer Gemüthsstimmung, welche keine kleinliche Untersuchung äußerlicher Zufälligkeiten gestattete. Festen Schrittes trat Melchior in den Kreis seiner neuen Amtsgenossen.

„Hier —" sprach er feierlich, indem er das Bündel unter dem Arme vorzog und entwickelte — „meine Antwort auf des Kurfürsten Gebot. Ich hoffe von euch, daß ihr denken und thun werdet wie ich, und wie das Recht es verlangt."

Bernd warf sich das weiße Hemd über und schlang den Strich um den entblößten Hals.

„Macht der Kurfürst seine Drohung wahr —" fuhr er fort — „so soll dieses Sterbehemde mein Schmuck- und Ehrenkleid sein, in welchem ich getrost vor dem ewigen Richter hintreten will. Lieber todt,

denn meineidig! Gott erhalte unsern angebornen Fürsten Wilhelm! Treue ihm bis in den Tod!"

Zur Ehre der wackern Freiberger muß man die Wahrheit sagen, daß auch nicht Einer unter den Rathsherrn war, welcher nicht in diesen Ruf freudig eingestimmt oder auch nur eine sauere Miene dabei gezogen hätte. Stolz auf ihr standhaftes Oberhaupt, schüttelten Alle demselben die biedere Rechte, und die Rathsdiener hatten nichts Eiligeres zu thun, als den nöthigen Bedarf an Hemden und Stricken herbeizuholen, um alle Mitglieder des hochedeln Magistrats in Armesünder umzuwandeln. Bevor die anberaumte Stunde völlig verflossen war, hatte sich der Zug vom Rathhause nach dem Markte in Bewegung gesetzt. Es konnte nicht fehlen, daß die große Kunde von dem ehrenwerthen Entschlusse des Magistrats sich blitzschnell verbreitete, und daß die Neugier über jede andere Rücksicht die Oberhand behauptete. Daher war der Markt und die denselben umgebenden Häuser mit einer zahllosen Volksmenge besetzt, welche nicht mehr die Anwesenheit der vielen fremden Krieger fürchtete.

Ein wehbringender Gedanke durchzuckte Bernds großes Herz bei seinem muthmaßlich letzten Gange — der Gedanke an seine Lieben, welche er so gern noch einmal umarmt, wenigstens noch einmal gesehen hätte. Letzteres sollte ihm auch wirklich zu Theil werden. Indem er und seine Begleiter nur mit Mühe durch den dichten Volkshaufen dahinschritten, durchschnitt ein schmerzlicher Ruf die Luft, welcher ihn schnell aufblicken machte. Da sah er Frau und Kinder zwischen der drängenden Masse, und die Kinder hatten, trotz der Verkleidung und des abgelegten Pflasters, ihren Vater erkannt, riefen jammernd seinen Namen und strebten, sich zu ihm hindurch zu arbeiten. Und er — o Schmerz! durfte den Ruf nicht erwiedern, mußte das Haupt von ihnen abwenden und theilnahmlos weiter pilgern. Lange noch tönte ihm das Geschrei der Seinen in verstärktem Maaße nach, bis es endlich in der geräuschvollen Nähe des Kurfürsten verhallte.

Nicht ohne Staunen sah der Letztere die Rathsglieder in dem beschriebenen Anputze auf sich zukommen. Fast wollte er aus demselben errathen, was sie ihm zu sagen hatten. Doch hütete er sich, seine Gedanken hierüber laut werden zu lassen.

„Wie stehts, ihr Herren?" redete er die Hemdenträger an — „habt ihr euer und der Stadt Heil bedacht und seid ihr bereit zu dem, was ich von euch verlange?"

„Wir sind hier —" antwortete Melchior unerschrocken — „um uns der Verfügung Eurer kurfürstlichen Durchlaucht zu überliefern. Wir wollen lieber durch Euern Zorn das zeitliche, als durch einen Meineid das ewige Leben verlieren, wollen Gott mehr gehorchen denn dem Menschen. So lange unser rechtmäßiger Landesherr, Herr Herzog Wilhelm, nicht selbst uns unsers ihm geleisteten Unterthanen-Eides entbindet, können und mögen wir niemand Anderem Treue angeloben. Verfahret mit uns, gnädigster Herr Kurfürst, nach Euerm Gutdünken und wie Ihr es vor Gott und den Menschen verantworten zu können glaubet. Noch geben wir Euch zu bedenken, wie Euch selbst an Unterthanen nichts gelegen sein kann, welche mit heiligen Schwüren spielen und die angelobte Treue wechseln können wie ein Kleidungsstück. Hier —" er kniete nieder — „ist mein schwaches Haupt. Soll es fallen vor Euerm Zorne, so möge Gott im Himmel sich meiner armen Seele erbarmen. Amen!"

Wahre Seelengröße macht selbst auf die rohesten Gemüther einigen Eindruck. Wie vielmehr hier auf einen Fürsten, der fast nur nothgedrungen Krieg führte und mit Recht den Zunamen „der Sanftmüthige" erhalten hat. Als alle Rathsherren jetzt, wie ihr Oberhaupt, niederknieeten und ergeben das Haupt zum tödtlichen Streiche beugten, übermannte tiefe Rührung den Kurfürsten. „O Bruder Wilhelm!" rief er ergriffen aus — „wie beneide ich dich um solche treue Unterthanen! Nein, ihr wackern Männer —" fuhr er, zu den Knieenden gewendet, fort — „fern sei es von mir, euch durch Wort oder That je kränken zu wollen. Nicht Kopf ab, Alter! leben sollt Ihr noch lange zum Wohle dieser getreuen Stadt, welche keinen besseren Händen anvertraut sein könnte." Der Kurfürst zog den knieenden Melchior empor, reichte ihm und den übrigen Rathsgliedern die fürstliche Rechte, und entließ sie insgesammt unter dem Ausdrucke seiner völligen Gnade. Vom feindlichen Kriegsobersten bis zum untersten Knappen herab blickten Alle mit ungeheuchelter Achtung auf die treuen Bürger hin, welche jetzt, im frohen Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, ihren Rückweg antraten. Ein frohes Gemurmel des Beifalls lief vor ihnen her, das allgemach in den tobendsten Jubelruf überging. Aus allen Fenstern weheten grüßende Tücher; Tausende von Händen schwenkten die Hüte und Mützen; aus feinen und groben Kehlen schallte das Lob der standhaft treuen Rathsmänner. Mit freudi-

gem Stolze blickten diese auf ihren Bürgermeister, der in ihrem Namen so würdig als wahr gesprochen hatte. Vor Zeiten hat ein mächtiger Monarch das aufgefundene Strumpfband einer schönen Dame zu einem der ersten Orden erhoben. Ein ungleich ehrenswertheres Ordensband war der Strick, welcher den Hals der Freiberger Rathsherrn jetzt zierte, und ihr weißes Sterbehemde das schönste aller Ordenskleider.

Bernd oder Melchior Weller war nicht unempfindlich gegen den Beifall der Menge, noch weniger gegen denjenigen seines guten Gewissens. Das Herz schwoll ihm in der Brust vor Freude und heiter hob sich sein Auge, unter den zahllosen Zuschauern nach denen sich umzusehen, welche ihm das Theuerste auf Erden waren. Da fiel sein suchender Blick auf den großen Röhrbrunnen des Marktes, dessen Mitte die aus Sandstein gehauene Göttin der Gerechtigkeit zierte. Seine steinerne Einfassung war von einem dichten Kranze wagehalsiger Neugieriger besetzt; über ihnen hoch aber saß triumphirend auf dem kolossalen Haupte der blinden Gerechtigkeit ein Bergmann, welcher mit halsbrechender Geschicklichkeit diesen erhabenen Schausitz erklommen hatte. Es war Dittel, der lügnerische Ankläger Bernds. Letzterer wurde durch den unverhofften Anblick seines Todfeindes gar plötzlich in seinem Entzücken gestört. Er konnte sich nicht entbrechen, als er dicht an dem Brunnen vorüberschritt, die Faust drohend gegen den Bösewicht auszustrecken und die strafenden Worte zu rufen: „Ha, Dittel! Gottes Gerechtigkeit wird dich gewiß finden und richten!"

Es ist unerwiesen geblieben, ob Dittel seinen Kameraden unter der Verpuppung wiedererkannte oder nicht. So viel aber ist gewiß, daß dessen Anrede ihn in große Bestürzung versetzte, welche er unter einem erzwungenen Lachen zu verbergen suchte. Dabei wiegte er verlegen die in einander verschlungenen Beine. In dem Augenblicke, als Bernd seinen Fuß weiter setzte, ertönte ein Schrei, dem das Gepolter eines Falles und zwei Klatsche in das Wasserbecken folgten. Das verwitterte Haupt der Dame Justitia, durch das Hinaufklettern Dittels wahrscheinlich locker gemacht, war durch dessen Schaukeln vom Rumpfe gebrochen und in das Wasser gerollt. Von demselben rührte der erste Klatsch in das Becken her. Der zweite entstand durch Dittels Körper, welcher mit dem Kopfe gerade auf den steinernen Delphin zu den Füßen der Göttin und dann erst in das Wasser gefallen war. Die schreiende Menge zog ihn zwar sofort wieder aus demselben, allein ein Blutbächlein, das, von Dittels Hinterhaupte ausgehend, sich durch das reine Quellwasser hinzog, zeigte sattsam, daß der Fall in das Wasser der minder gefährliche gewesen sei.

Der Unglückliche strebte unter großer Anstrengung die rechte Hand nach der klaffenden Wunde zu bringen, wobei seine Lippen ein schmerzliches Gestöhn ausstießen.

Melchior und seine Begleiter hatten Halt gemacht. Tief erschüttert wendete sich der Erstere zu dem Verunglückten mit den Worten: „Dittel, ich beschwöre dich bei dem allwissenden Gott, vor dessen Richterstuhl vielleicht in kurzem du gefordert werden wirst, daß du frei und offen bekennest, wer der Dieb der Silberstufe war, die man in Bernds Grubenkittel gefunden hat?"

Dittel öffnete den Mund zum sprechen und schloß ihn wieder. Seine Augen verdrehten sich, und schon glaubten die Umstehenden, daß der Tod ihn abzuholen käme, als er sich noch einmal ermannte und mühsam die leisen, doch vernehmlichen Worte herlallte: „Ich selbst — war der — Dieb."

Gleich darauf war er todt.

„Gott Lob!" sprach Melchior aus tiefer Brust — „daß er mit keiner Lüge aus der Welt in die Ewigkeit gegangen ist. Ihr Alle habt es gehört, daß er sich als den Dieb bekannte, daß demnach ich — daß Bernd unschuldig ist. Gott sei seiner Seele gnädig."

„O wie wahr habt ihr doch abermals vorhin gesprochen —" hob der Viertelsmeister Dördtel an. — „Herr Bürgermeister! Selbst durch das blinde, steinerne Bild der heidnischen Gerechtigkeit hat unser Herrgott die seinige uns offenbart! Sein Name sei gelobt!

„Bis in Ewigkeit, Amen! —" schloß der gerührte Melchior und verfügte sich in seines Bruders Haus, um später als Bergmann Bernd und heimlich in die Frohnveste zurückzukehren, aus welcher er jedoch schon in der nächsten Stunde als unschuldig befundener, feierlich anerkannter Melchior Weller erlöset wurde. Die Freude seiner Familie male der freundliche Leser selbst sich aus. Ein Leichtes war es dem Bürgermeister, dessen Einfluß und Ansehen durch die bewiesene Standhaftigkeit seines Bruders unendlich gestiegen war, demselben als Entschädigung für die unschuldig erlittene Haft eine einträgliche Rathsstelle zu verschaffen, welche ihn seines gefährlichen

Berufes als Bergmann entband und ihn in den Stand setzte, seinem Wilhelm die nöthigen Mittel zum Studiren zu gewähren. Auch muß man hinzufügen, daß Herr Nicol auch im Uebrigen nicht undankbar gegen seinen brüderlichen Nothhelfer sich erwies, und namentlich eine christliche Theilung seiner vorräthigen Silberkuchen mit ihm veranstaltete. Zwar munkelte später die Sage von dem eigentlichen, wahren Hergange der ganzen Sache; doch wurde derselben von beiden Brüdern einträchtig widersprochen, daher sie endlich in Vergessenheit kam und dem Bürgermeister die alleinige Ehre davon blieb.

Noch lange Jahre diente die kopflose Gerechtigkeit auf dem Marktbrunnen der Stadt als angestauntes Wahrzeichen, bis endlich die Alles verschönernde, oft auch verderbende, neuere Zeit dasselbe für immer beseitigte. Herzog Wilhelm aber belohnte die Stadt Freiberg, wegen der Standhaftigkeit ihrer Vertreter, mit dem ehrenden Beinamen, „die treue", welchen sie auch durch zwei harte, mit beispiellosem Muthe ertragene, Belagerungen während des dreißigjährigen Krieges sattsam bewähret hat. Sie blühe fernerhin in Segen! (Von G. Nieritz.)

Eine Aeolsharfe im Großen.

Es war ein kalter Abend in der letzten Woche des Septembers d. J., als mich mein Weg auf einem kleinen Ausfluge an's Oderufer bei Tschischerzig führte. Heftig blies der Wind, ohne jedoch den Schiffen zu statten zu kommen, die dort wegen des niedrigen Wasserstandes rasten und Neptuns bessere Laune erwarten mußten.

Die Fähre war am jenseitigen Ufer und wir sahen ihrer Herüberkunft entgegen.

Da klang es plötzlich aus weiter Ferne herüber wie vielstimmiger Gesang in den schönsten Accorden. Ich horchte auf. Der Fuhrmann meinte, es wären wohl Leute, die von irgend einer Festlichkeit singend heimkehrten. Nun kamen die Töne näher wie Orgelklang, doch bald tönten sie wieder aus der Ferne, im sanftesten Diminuendo, im rauschendsten Crescendo. Die Töne glichen vollommen denen der bekannten Aeolsharfe, doch weit lauter und stärker. Jetzt waren sie mir ganz nahe, und ich — immer aufmerksamer — entdeckte nun mit Verwunderung, daß der trockne scharfe Abendwind stark durch die vielleicht sehr straff angespannten Stricke und Stränge an den Masten der Schiffe strich, die nun, ganz gleich den Saiten der Aeolsharfe, vibrirten, wodurch denn diese Geistermusik improvisirt ward.

Vielleicht bin ich nicht der Erste, der gleiche Wahrnehmungen gemacht hat, indeß halte ich die Sache für merkwürdig genug, um sie hier mitzutheilen.

W. A.

Mannichfaltiges.

Ein alter Herr in Lyon, der sehr zurückgezogen lebte, ließ am 9. d. M. sein Pianoforte bei sich im Zimmer stimmen. Der damit Beauftragte forderte ihn auf, einige Accorde anzuschlagen, um zu hören, ob die Stimmung rein sei. Der Eigenthümer setzt sich, doch kaum hat er Platz genommen, so stößt ihn der Stimmer von hinten mit einem Dolch in's Genick. Der Stoß war inzwischen nicht tödtlich, der Getroffene sprang auf, rang mit dem Mörder, empfing dabei noch mehrere Wunden, rief jedoch auch Hülfe herbei. Durch diese gelang es, den Thäter, der die Absicht hatte den alleinwohnenden Herrn zu berauben, zu verhaften. Zum Glück sind sämmtliche Wunden, die der Ueberfallene erhalten hat, nicht tödtlich.

*Aus Irland wird gemeldet, daß es seit dem 14. September in einem dortigen Striche Butter regne. Der Strich hat ungefähr eine Ruthe Länge. Es gehört eine tüchtige Portion Glauben dazu, diese Nachricht, die einem irischen Bull sehr ähnlich sieht, für wahr zu halten.

Schmeerbauchs-Seufzer.

Der Körper ist doch stets im Joch,
Muß bald sich recken, bald sich biegen,
Ach bei dem Essen sitz ich noch,
Könnt ich nur bei der Arbeit liegen.

(Dmpfd.)

Druck und Verlag von W. Levysohn.